klassisch dogmatisch durchzubuchstabieren: Die Personen von Sohn und Geist bilden sich erst mit der permanenten Inkarnation des Logos im Leben des Menschen Jesus, die möglich wird durch das Herabkommen des Geistes. Vor diesem Geschehen gehören Logos und Geist als „Energien“ oder „Ausflüsse Gottes“ zur Unveränderlichkeit seines Wesens, aber nicht als präexistente „Personen“. Personale Identität bekommen sie erst mit der Sohnwerdung in einem wirklich menschlichen Leben, vollständige erst in Zukunft in der Vollendung des Geistes.

Der Zündstoff steckt in diesem neuen Durchbuchstabieren der Trinitätstheologie: Zwar erlaubt uns Schoonenberg in den vier Kapiteln des Buches einen behutsamen Rückschluß von der geschichtlich-ökonomischen Trinität auf das Wesen Gottes, aber er rät dringend ab von einer Loslösung der Gotteslehre von der „gläubigen Erfahrung der Heilsgeschichte“ (214), und das heißt: „Eine rein immanente Trinität hat es (...) nie gegeben, weil Gott immer mehr wollte. Der Vater will nicht nur sich selbst erkennen.“ (214) Darum sieht Schoonenberg in der Taufe Jesu am Jordan – dem geist-christologischen Zentralmotiv – eher das Wesen Gottes als in der Trinitätslehre: Es besteht im Mitgehen mit der Geschichte der Menschen. Darum hat sich Gott in Jesus identifizieren können mit dem anderen, ohne dessen Identität zu zerstören.

Schoonenberg schreibt in großer Gelehrsamkeit völlig unpräzise, in vielen Prinzipienfragen ökumenisch sehr offen und sich im Gespräch wissend mit deutscher, französischer und besonders angelsächsischer katholischer und anglikanischer Theologie, vor allem mit der Patristik und der Exegese. Neue Untersuchungen über den arianischen

Streit werden rezipiert, und statt sich auf Augustinus zu berufen, versucht er, die Trinitätslehre des Marius Victorinus aus dem 4. Jahrhundert fruchtbar zu machen, in der Wort und Geist in einer besonderen Perichoresis miteinander verbunden werden. Er arbeitet kreativ, anregend und sehr ehrlich an großen theologischen Fragen. Und doch lebt das alles in einem geschlossenen heilsgeschichtlichen System, in dem christozentrisch-realistisch von Gott geredet wird. So führt der historische Jesus uns nun doch direkt in das dynamische Sein Gottes hinein. Unsere Erkenntnisfähigkeit der „Heilsgeschichte“ wird nicht in Zweifel gezogen, und die Gestalt dieser Geschichte ist die Gestalt Gottes.

Ulrike Link-Wieczorek

Heinz Joachim Held, Klaus Schwarz (Hg.), *Der bischöfliche Dienst in der Kirche*. Beiheft zur Ökumenischen Rundschau 53. Verlag Otto Lembeck, Frankfurt/Main 1992. 146 Seiten. Br. DM 28,-, Bezieher der ÖR DM 24,80.

Martin Hauser (Hg.), *Unsichtbare oder sichtbare Kirche? – Beiträge zur Ekklesiologie*. Ökumenische Beihefte zur Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie 20, Universitätsverlag Freiburg/Schweiz 1992, 104 Seiten. Kt. Sfr. 20,-.

Wer die Deutungen des gestirnten Himmels über uns durch die Geschichte verfolgt, weiß: Unglückszeichen haben sich durch die Zeiten immer wieder in Glückskonstellationen verwandelt. So ging es auch mit der ersten, hier anzuzeigenden Veröffentlichung. Der darin dokumentierte Dialog zwischen der Russischen Orthodoxen Kirche und der EKD wurde immerhin ja schon im Sep-

tember 1984 im damals sowjetischen, heute ukrainischen Kiew gehalten. Ein Unstern waltete dann acht Jahre über seiner Publikation. Man fragte sich: Hat sie über solchen Abstand hinweg noch Sinn? Nun sie vorliegt, könnte der Zeitpunkt kaum günstiger sein.

In den beiden grundlegenden Beiträgen sind Erzbischof Michail von Vologda (von ihm auch der Beitrag S. 223 ff in diesem Heft) und Georg Kretschmer dem Bischofsamt vom liturgischen und mit den Weihegebeten vom katabatischen Ansatz her nachgegangen. Gibt es im Zeichen von „koinonia“ und im Vorfeld der F/O-Weltkonferenz einen glücklicheren Einstieg in dies dornige, aber unumgängliche Thema? Die so geschaffene Basis wird durch zwei Praxisreflexionen ergänzt (Bischof Anatolij und Bischof Martin Kruse), zwei Rechenschaftsberichte schließen sich an. In ihnen berichtet Jürgen Roloff über die Resonanz auf die Lima-Konvergenzen in der EKD und F. Vitalij Borovoj, der langjährige Vertreter des Moskauer Patriarchats in Genf, bilanziert seine Anstrengungen, sich ökumenische Theologie auch existentiell anzueignen. Ein Rückblick auf den Dienst der Kirche an der altrussischen Gesellschaft (Vasilij Stoikov) und ein Vorblick auf das Millennium 1988 schließen den Band ab.

Es war ein glücklicher Gedanke, nach so langer Zeit weniger weit zurückliegende Diskussionen zu referieren, sondern nach zehn Dialogrunden den ökumenischen Sachstand darzulegen (Heinz Joachim Held) und damit in einen Band einzuführen, der beweist, daß auch ein später Mond noch rechtzeitig aufgehen kann.

Wie aber steht es mit der zweiten Publikation? Gibt es bei der erklärten Option der ökumenischen Bewegung

für die sichtbare Kirche überhaupt Bedarf für seine Anfrage? Muß es nicht Orthodoxe, Katholiken und Anglikaner tief verstören, wenn von reformatorischer Seite etwas erneut in Frage gestellt wird, dem die anderen Kirchen als Frucht der ökumenischen Bewegung längst zugestimmt haben?

Gemach! Das hier angesprochene Problem beruht gerade auf dieser allgemeinen Zustimmung. Unter Umständen könnte sie nämlich die These von der wesentlichen Unsichtbarkeit der Kirche erneut notwendig machen; dann nämlich, wenn die sichtbar gewordene Einheit sich selbst genügt und die Kirche(n) zu bequem werden, sich an ihrer biblischen Funktionsbestimmung messen zu lassen. Unsichtbare Kirche – nein, keine positive Zielvorgabe, aber ein kritisches Stimulans, das verhindert, daß aus der Sichtbarkeit ekklesialer Positivismus wird. Die Neigung dazu ist gerade heute angesichts der allgemeinen Verunsicherung in allen Kirchen nicht gering.

Martin Hauser zeichnet die hier gestellte Aufgabe in die Koordinaten ein, die Glauben und Kirchenverfassung geschaffen hat. Ulrich Luz fragt, inwieweit nach dem NT die Gesamtkirche und die Heiligkeit der Kirche sichtbar werden (letzteres der Punkt, an dem die Identität von sichtbarer und wahrer Kirche am stärksten angefragt ist). Hans Friedrich Geisser verfolgt ökumenisch irritierende Tatbestände im reformatorischen Kirchenverständnis vom Altprotestantismus bis in die Gegenwart. Der vielbesprochenen Kehre im Kirchenverständnis Karl Barths gilt der Beitrag von Jean-Louis Leuba, während Anastasios Kallis um die Grenzziehung ringt, inwieweit die die Kirche konstituierenden Strukturen für demokratisches Empfinden geöffnet werden können bzw. ihm bleibend entgegengesetzt werden müssen.

Die im Rahmen einer reformierten Gastprofessur an der katholischen Universität Freiburg/Schweiz gehaltenen Vorlesungen verdienen breite Beachtung.

Vö.

Annegret Freund, Udo Kern, Aleksander Radler (Hg.), *Tragende Tradition*. Festschrift für Martin Seils zum 65. Geburtstag. Verlag Peter Lang, Frankfurt/M. – Bern 1992. 219 Seiten. Kt. DM 59,-.

„Tragende Tradition“ – schon der Stabreim zeigt an, daß wir es in dieser Festschrift mit Theologie in einer Weise zu tun bekommen, die sich nicht den Marktgesetzen und der Mode anpaßt. Auch unsere jeweiligen Befindlichkeiten kommen in ihr so gut wie gar nicht vor, dafür aber wird von Freunden, Weggenossen und Schülern das Gespräch gesucht. Das geschieht teilweise über weite Zeiträume hinweg und vor allem dort, wo es durch die politischen Umstände lange Zeit verstellt war oder auch durch zähleibige Vorurteile noch verstellt ist. So greift Oswald Bayer in „Raum und Zeit. Hamanns Metakritik der transzendentalen Ästhetik Kants“ eine Thematik auf, die der Jubilar selbst in Promotion und Habilitation intensiv bearbeitet hatte; und Jörg Baur widerlegt überzeugend das Gerücht, die reformatorische Rechtfertigungslehre sei im modernen und postmodernen Kontext nicht vermittelbar. Was sie für das Verständnis von Freiheit heute bedeutet, ist der Strang, an dem Michael Beintker weiterdenkt, während Gerhard Ebeling Luthers Interpretation von 2Kor 5,21 in der Streitschrift gegen Latomus nachgeht („Christus . . . factus est peccatum metaphoric“).

Auffällig ist, wie beharrlich das kritische Potential reformatorischer Theologie gegen Pragmatismen im Weltverhältnis und anpassungsfreudige Reduktionen im Weltverständnis zur Geltung gebracht wird – ein wichtiges Erbe aus dem sozialistischen Kontext, das nicht verlorengehen sollte (vgl. die Beiträge von Klaus-Peter Hertzsch, Udo Kern, aber auch von Christoph Peiter). Darin und in der Art, wie sich Eberhard Pälz zu „extra nos“ und „pro nobis“ in der Heilszueignung, Aleksander Radler zum Verhältnis von historischer und dogmatischer Methode und Gerhard Sauter zum Charakter der Theologie äußern, zeigt sich, daß die Tragkraft der Tradition in dieser Festschrift nicht beruhigend konstatiert, sondern ihre Bewährung im säkularen Kontext erfragt und getestet wird.

In dieses, auch für die Theologie des Jubilars charakteristische und für die europäische Ökumene hochbedeutende Experiment ordnen sich die beiden spezifisch ökumenischen Beiträge von Bengt Hägglund (Glaubensregel und Tradition nach Martin Chemnitz) und Geoffrey Wainwright (Apostolic Tradition Theme in Ecumenical Dialogue) erhellend ein. Eine biographische Skizze von A. Radler eröffnet, eine „Bibliographie Martin Seils“ beschließt eine Festschrift von sehr männlichem Charakter, wenn dafür 1Kor 16,13 maßgeblich ist: „Wachet, stehet im Glauben, seid mannhaft und seid stark!“.

Zu wünschen wäre ein Verzeichnis der Mitarbeiter gewesen und bleibt für die Zukunft eine Auswahl der in der Bibliographie genannten Aufsätze des Jubilars. Sie sollten nicht dort versteckt bleiben, wo sie – großenteils umständebedingt – erscheinen mußten.

Vö.